

(Nachdruck verboten.)

2) Brennende Liebe.

Eine Geschichte aus der Eifel. Von Klara Viebig.

Der Gendarm hatte den, deswegen sie kamen, schon beim Kragen gepackt und ihn niedergedrückt mit einer Faust, die an Widerstreben gewöhnt war.

Ofen-Willelm dachte nicht daran, sich zu sträuben; schon die Schultern hochziehend und den Kopf zwischen die Schultern steckend, duckte er sich. Nur einen unzufriedenen, unbehaglichen Laut stieß er aus, wie unsanft aus dem Schlaf gestörte Kinder tun.

Die Alte, die der laute Ruf des Gemeindevorstehers nicht geweckt hatte, wurde jetzt sofort wach und setzte sich im Bett auf:

„Willelm, wuh biste? Wat haste, Willelm?“

„Hän es hei — nor ruhig,“ sagte der Gemeindevorsteher und tappte nach dem Herd, die Blut aufzustören, daß sie hell leuchtete. „Kathrein, seid eweil verständig, maacht kein Ambra!“ Dän Willelm hei, dän hole mir eweil ebbez mit, dän — dän soll — dän muß — dän — —“

„Dän Willelm mitholen — waor dann?!“ Das Weib stuchte. „Dän Willelm, nä, dän bleiwet hei,“ sagte sie kurz entschlossen und tastete nach ihren Röcken auf dem Schemel am Bett.

„Bleiwet nor liegen, bleiwet noren! St — — —!“

Der Gemeindevorsteher wollte ihr die Hand auf den Mund legen, aber schon hatte sie die goldenen Knöpfe der Uniform blinkern sehen, und in sinnloser Angst vor'm Gendarmen einen hellen Schrei ausgestoßen. Mit beiden Füßen zugleich fuhr sie aus dem Bett und stand nun zitternd vor den Männern.

Was wollten die hier?! Bei Nacht noch dazu?! In verständnislosem Entsetzen irrten ihre Augen von einem zum andern. Nun sah sie den Griff, mit dem der Gendarm ihren Willelm gepackt hielt. Was, was hatte ihr Willelm getan?! Nichts hatte der getan, loslassen sollten sie ihn, gleich auf der Stell!

Geterrnd ging sie gegen den Gendarmen an, aber der schob sie unsanft beiseite.

„Halt Euer Maul, Frau,“ sagte er kurz, „macht Euch kein Ungelegenheit. Boran!“

Er stieß den Verhafteten zum Fortgehen in den Rücken. Aber die alte Frau packte ihn am Uniformschöß und hielt ihn fest mit ungeahnter Kraft.

„Dän Willelm, dän Willelm,“ schrie sie in höchsten Tönen, „wat haot hän dann gedahn, wat haot hän dann gedahn?! Hähr Schandarm, oh, laocht hän doch hei, dän maocht jao sein Löwen kein Schpitackel, dän gieht jao gleich in't Bett, dän sänst net, dän zankt net, dän es alleweil ruhig — oh, duht ihm neist! Jeeses Maria, Hähr Schandarm, liever Hähr Schandarm, duht dem Rönd neist!“

Die Zähne klapperten ihr in Furcht und Schluchzen; sie hatte den Uniformschöß fahren lassen und versuchte nun, ihren Sohn dem eisernen Griff zu entwenden. Sie wußte wohl selbst nicht, daß sie dabei kratzte und kniff.

Der Gendarm hatte alle Mühe, die Frau abzuschütteln, zumal sein Arrestant, durch das Beispiel der Mutter angestodt, sich auch zu sträuben begann. Endlich schaffte ein kräftiger Stoß die Alte beiseite, und Handschellen, im Nu aus der Tasche gezogen, fesselten den Verbrecher.

„In't Rittchen —?!“ Der gellende Schrei der Frau hallte von den ruhigen Wänden wider. Sie lag auf den Knien und rang die Hände: „Nikla, Nikla! Hähr Schandarm! Hährgott im Himmel! Wat haot hän dann gedahn?! Ech schwören, dän es esu unschuldig wie neugeboren! Dän schnied't ke Gras uf andrer Deut's Wief, dän bricht ke Nestche im Wald ahf — dän es noch nie öwer dän Baun gestiegen, für Wappel zu plüden beim Hähr Pastor — glaubt et, glaubt et doch, bei meiner ewigen Säligkeit, dän es esu ene gude Jung! Hän haot mer immer Kaffee on Zuder erufgeschickt, on en schwarz Schörz für nach der Kirch ze giehn, on hän haot sich

ahffotografiere laochen für sein Modder — on se alle Jaohr uf einen Dag besucht! Oh, hän es esu gud, glaubt et doch noren! Ech will stärwen uf der Stell, wann ech net de pure Waohrheit jaon! Nikla“ — sie wandte sich flehend an den Ortsvorsteher — „Nikla, dir kennt mech seit Menschegegend, jaot, haon ech Eich je wat fürgemaach? Selst mer doch! Laocht hän doch hei!“ Sie machte Anstalt, seine Knie zu umklammern.

„Seit doch net esu gää, Kathrein,“ murmelte der Ortsvorsteher zurückweichend. „Eier Willelm kömmt jao bal redur, et es nor für dat hän sich ausweist — dat hän — hm —!“ Berlegen mied er den angstvoll sich einbohrenden Blick der Frau. „Sm, dat mer et zu wissen kriecht — no, dat hän et net es, dän hei alleweil dat Feuer anfängt!“

„Dat Feuer — hei dat Feuer —?!“ Ganz verwirrt glockte die Frau nach ihrem Herd. „Nä, dat fänken ech immer sälwer an!“

„Oh was!“ Der Gendarm wurde ungeduldig; ohne viel Aufhebens hatte man den Kerl fortschaffen wollen, und nun dauerte das Gezeter schon so lange, daß bald die ganze Straße voll Neugieriger stehen würde. „Dummes Weibsbild, von dem Feuer is ja gar keine Red! Brand hat er angelegt, der Schubjad! Boran jetzt, marsch!“ Er stieß seinen Häftling der Tür zu.

Der Willelm Brand angelegt?! Die alte Frau hob verwundert die Hände. Es konnte einer glauben, ihr Willelm hätte Brand angelegt?!

„Jeeses Maria,“ sie schlug ein Kreuz und faltete dann die Hände, „esu en Sünd!“ Das war ja ein Verbrechen! Ihr Willelm ein Verbrecher? Das war ja beinah zum Lachen! „Ha, ha!“ Sie stieß ein kurzes, aufgeregtes Lachen aus: „Nä, Hähr Schandarm, su ebbez duht dän Willelm net!“

„Allons,“ sagte der Gendarm und schob den Willelm zur Tür hinaus. „Das wird sich ja finden. Hat der Kerl 's nicht getan, werden se'n Euch schon bald retour schiden!“

Ja, das würden sie auch! Des war sie ganz sicher.

So bald, wie die Witwe Driesch sich's gedacht hatte, kam ihr Willelm nun doch nicht zurück. Viermal schon war sie darum in des Ortsvorstehers Haus gewesen, und auf der Straße, auf dem Acker schrie sie ihm nach:

„Häh, Nikla, wanneh kömmt dän Willelm redur?“

Auch er wußte nichts, zuckte nur die Achseln und vertröstete sie, sah er ihr banges Gesicht und ihre verlangenden Augen, mit seinem steten: „Seid doch net esu gää, Kathrein, hän kömmt bal redur!“

Nun waren schon vier Wochen ins Land gegangen; das Lannenwäldchen beim Dorf strömte überstarken Harzduft aus, langjam fähernde, bernsteinfarbene Nimmfale tränkten die rissigen Stämme hinab, alle Feuchtigkeit schien den Bäumen entwichen. Durch die Stille des Augustmittags hörte man das Fallen der Nadeln und das Knistern von Zweigen und Zweiglein. Zu sehr hatte die Sonne ob ihnen geglost.

Ueber die Felder kam mehlicher Duft; das Korn war gehauen. In Schwaben lag's am Boden; die Weiber rafften, die Männer banden und setzten die Mandeln auf, und die Kinder, die jetzt frei an der geschlossenen Schultür vorüber durften, liefen über die Stoppel und sammelten die verstreuten Aehren. Das Dengeln der Sensen am Feierabend, diese eintönige Musik des Dorfes, hatte aufgehört, dafür knarrten jetzt am Tage die Ochsenwagen über die zu fennhartem Lehn gebrannte Straße hinaus, und „hott und hahr“ und Reifchenknall erschütterten die Luft über den flimmernden Feldern.

Alles war draußen. Nur Kathrein Driesch nicht; die hatte nichts zu ernten. Still saß sie in ihrer Hütte und hörte, war das Rattern der ausziehenden Wagen verstummt, nichts als das Surren der Fliegen und das Knistern des Reifigewerks im Herd. Sie schürte, wie immer, denn wenn er heimkam, sollte er's doch nach seinem „Ehs“ finden. Und wie sie so dasaß, lässig die Hände, — sie konnte nicht arbeiten, was auch, wozu auch, er war ja nicht da — kamen ihr die Gedanken: Jesus, wenn sie dem Willelm was antaten?! Wie lange hielten sie ihn denn nur da?! Nun glaubte sie dem Nikla nicht

mehr — Der Iog ja, froh seiner grauen Haare! Der wich ihr aus; gestern abend hatte sie's deutlich gemerkt.

Da war sie auf ihn zugelaufen, gerade als er vorm beladenen Erntewagen her heimtritt, die Seugabel über der Schulter.

„Wanneh kömmt dän Willelm?“

Er aber hatte den Kopf auf die Seite gedreht und übers Wetter angefangen mit seinem Sohn, dem Matthes, der hinter ihm schritt.

„Häh, Niska?“ War er taub? Sie hatte ihn angepackt, am Hemd vorn bei der Brust, und hatte ihm ins Gesicht geschrien:

„Wanneh kömmt hän?“ Nun mußte er's doch hören!

Aber statt ihr Antwort zu geben, war er unwirsch geworden:

„Laßt mich in Ruh,“ und hatte den Ochsen, die unterm Joch, die Köpfe gesenkt, mühselig daher schauften, mit der Peitsche eins übergehauen: „Häh, häh, Luderzeug, voran, häh, häh,“ und war schnelleren Schritts weitergezogen mit Sohn und Knecht und mit dem Entelkind hoch oben auf den goldenen Korngarben.

Und sie hatte ohne Antwort dagestanden und wie tief-sinnig zur Erde auf die weißen Schaumlocken gestiert, die den angestrengten Ochsen aus dem Maule gellert waren.

Warum hatte ihr der Niska nicht standgehalten?! Die ganze Nacht hatte sie darum nicht schlafen können, und wenn sie auch fleißig gebetet hatte, Ruhe hatte sie doch nicht gefunden. Sonst hatte der Niska doch gern mit ihr ein Wort ausgetauscht, nie war er ihr vorbeigegangen?! Jäh ward sie des plötzlich inne: auch andere wichen ihr aus! Ihr Nachbar zur Linken, Heids Joseph, dessen Häuschen sich so dicht an das ihre lehnte, als wären die zwei eins, sah sie früher nie hinten im Gärtchen Unkraut jäten oder ihren Kappes begießen, ohne daß er sich über den Zaun lehnte, mit ihr ein Schwätzchen zu halten — und ihre Nachbarin zur Rechten, die Schneidersch, eine Wittib wie sie, die nur die Hand zum Fensterchen herauszustrecken brauchte, um an ihrem Fensterchen zu pochen, hatte auch schon seit Tagen nicht mehr bei ihr angeklopft. Was hatten die denn — sie war sich keiner Unfreundlichkeit bewußt und einen Klatsch hatte sie nicht angefangen — war's etwa wegen dem Willelm?! Jesus, der arme Jung, was hatten sie nur gegen den? Und er hatte das Vieh doch so sorgsam gehütet; jede Kuh war ihm lieb, und war ein Ferkel müde, so trug er's heim auf den Armen. Nein, einen so guten Hirten kriegten sie nie wieder. Jetzt mußte das arme Vieh immer im dunstigen Stall bleiben, niemand fand während der Erntezeit, es ins Freie zu treiben. O je, die würden schon noch einsehen, was der Willelm wert war! Aber so waren die immer gewesen: ist einer lange in der Fremde draußen, der ist nicht mehr einer von ihnen — und nun gar der Willelm, der besonderer war als alle, den gukten sie scheel an. Möchte auch sein, daß sie ihm das Geld, das er als Rente bezog — wie ein pensionierter Herr — neideten, ihm's vielleicht auch nicht gönnten, daß er dazu noch den Posten als Gemeindegeldhüter kriegt hatte. Es langte nun so schön für sie beide; nun brauchte sie auf ihre alten Jahre nicht mehr in Tagelohn gehen wie früher — ach ja, was war ihr der Willelm doch für ein Glück! Andere Männer in seinem Alter haben längst Frau und Kinder, aber sie hatte den Sohn noch so ganz für sich allein!

In der Stille ihrer Einsamkeit rief sich die Mutter alle Tage des Weisammenseins zurück. Viel geredet hatten sie nicht miteinander, der Willelm war ein Stummer; aber zuzeiten, wenn ihn das arge Kopfweh plagte, dann hatte er den Kopf an sie gelehnt wie ein Kind, das sich duckt, und sie hatte ihn gestrichen, immer lacht über den Schädel, immer lacht, und er hatte geschmurt dabei wie der Kater. Das war schön gewesen! Ach, wenn er nur erst wieder da wär!

Es drängte sie allgewaltig, sie mußte nieder auf die Knie fallen, hier in der Stube genau so wie in der Kirche, und der heiligen Mutter auf dem höchsten Thron eine Kerze geloben von weißem Wachs, wenn die ihr den Sohn schickte. Unter Tränen, die, ohne daß sie's merkte, ihr über die runzligen Wangen rollten, versprach sie:

„Ich gelowen dir en Kerz für deinen Altar, Maria voll der Gnaden! Ich fänken dir en Kerz an — die soll brennen esu hell, esu hoch! — heilige Maria, Modder Gottes, erhör mich um deines Sohnes, um deines Sohnes willen!“

Inbrünstig wiederholte sie das viele Male.

In der nächsten Nacht glaubte sie seinen Tritt zu hören. Sie fuhr auf, das Herz klopfte ihr hart. Aber die Tritte

hielten nicht an, sie trabten vorüber: 's war wohl einer, der spät aus der Wirtschaft nach Hause ging. Ach, zu ihr ging keiner ein! Und sie weinte, und ein Verlangen stieg in ihr auf, daß sie hätte hinfrieden mögen, hin auf Händen und Füßen, bis wo ihr Sohn war.

Wo war der?! Im Rittchen. Das hatte ihr heute die Schneidersch zugeföhren, als sie's nicht ausgehalten und bei der angeklopft hatte. Im Rittchen — ja, das wußte sie, aber was sollte er da, was machte er da so lange? Das hatte die Schneidersch auch nicht gewußt — oder wollte die's am Ende nicht sagen? Und warum war er da?! Ja, darauf hatte die Nachbarin auch nicht geantwortet, aber sie hatte ein großes Gejammer angefangen über die böse Welt und die schlechten Leut' und sich vielemals bekreuzt: „Gott bewaohr uns, Gott behüt uns, heilige Modder bitt für uns — esu en Kerl, esu en Scheusal!“ Und dann hatte sie geseufzt: „Kathrein, ech muß en Dauer met Euch haon — nä, nä, esu en Kreiz!“

Bei der Schneidersch war kein Trost zu finden gewesen; im Gegenteil, seit Kathrein bei der angepocht hatte, war eine noch verzehrendere Unruhe über sie gekommen. Sie trippelte in ihrer Stube hin und her, vom Bett zur Bank, von der Bank zur Truhe, von der Truhe zum Herd, nahm bald dies zur Hand, bald jenes, jetzt den Eimer, dann den Napf, jetzt das Messer, dann den Löffel — es hatte alles nicht Zweck noch Ziel. Im Ställchen hinten mederte kläglich die vergessene Ziege. Mitten im Trippeln hielt das Weib dann plötzlich an und faßte sich nach dem Kopf; aber sie erinnerte sich nicht der vergessenen Ziege — was, was hatte die Schneidersch gesagt? „Ech muß en Dauer met Euch haon“ — und „Esu en Kerl, esu en Scheusal“ — wen meinte sie damit? Wer war ein Kerl, wer war ein Scheusal? Ihr Willelm doch nicht gar? Oho! In den sanften Augen der alten Frau begann es zu flammen, sie hob die Faust und schlug an die Stubenwand, daß die nebenan es hören mußte, und schimpfte dabei:

„Frech Mensch, Lügensch!“

Nein, ihr Sohn war kein Kerl und auch kein Scheusal! Der Gedanke an ihn sänsigte ihren Zorn, aber die Unruhe vermochte auch er nicht zu bannen. Wenn sie nur wüßte, warum er so lange nicht wiederkam?! Ach, daß er doch jetzt hier wäre, von dem guten Essen kostete, daß sie alle Tage frisch für ihn kochte, und das dann doch die Kase fraß, weil er immer noch nicht kam. Sie selber trank nur einen Kaffee, kein fester Bissen mehr wollte ihr die Kehle hinunter, der Hals war ihr wie zugestriekt. Und auf der Brust lag es ihr wie ein Stein; nichts wälzte den mehr ab.

Andere Jahre hatte sie sich mitgefrennt, wenn die Erntewagen, schwerbeladen, an ihrer Hütte vorbeischwankten, wenn die Nachbarn das Korn drin hatten, reif und trocken ohne Ungemach. Möchte jetzt der Himmel sich aufhun und Wasser ohn' Ende herabschütten, daß alles niedergeschlagen ward wie mit Hämmern! Sonst war sie alle Morgen in die Messe gelaufen und hatte fleißig gebetet um gnädige Bewahrung vor Wettersnot. Möchten jetzt Donner niederdröhnen und Blize niederfahren und Hagel niederprasseln, diä wie Eier, — warum kam der Willelm nicht?! —

Es war hener eine gefegnete Ernte. So viel totreifes Korn hatten die Eiseler noch nicht trocken in ihren Scheuern gehabt. Wenn das gute Wetter nur noch ein wenig anhiekt! In zwei Tagen würde das letzte geborgen sein.

Das Dorf war froh, alle zweihundert Seelen freuten sich, Mann und Weib, Junge und Mädchen. Selbst die ganz kleinen Kinder grahlten lustig am Feldrain, wo die Mütter sie unter einem notdürftig schattenden Busch neben dem Trinkfrug und dem blechernen Schnapf niedergesetzt hatten, derweil sie emsig ihren Ehemännern halfen. Am milden Abend noch klang Ziehharmonika, und die Mädchen lachten am Brummen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im frühling.

Von B. Matschinsky. Deutsch von E. Winikoff.

(Schluß.)

Als der Wagen vorübergefahren war, kam Pitschichin aus seinem Versteck heraus. Er war wie im Fieber. Es trieb ihn gleichzeitig zu weinen und zu lachen. Er weinte über sein klägliches, farbloses Schicksal und über seine Verlassenheit, und dann wieder erfreute ihn der Gedanke, daß es auch noch etwas anderes gab und nicht alle so ein armjeliges graues Leben führten wie er.

Und ein Durst nach Glück, das Verlangen, einen Freund zu finden, jemand sein eigen zu nennen, ihn zu umarmen und zu küssen, nur an ihn zu denken und für ihn zu sorgen, wuchs stärker und stärker in ihm und erfüllte ihn mit einem neuen, unbekanntem Gefühl der Traurigkeit und Unruhe.

Er ging nach Hause, tief in sich versunken. Und die ganze Umgebung erschien ihm wie in einen Nebel gehüllt.

Zu Hause, als der Abendstich gedeckt wurde, schalt seine Mutter auf das Mädchen Gruscha. Die Alte war überhaupt zänkisch und anspruchsvoll; sie schimpfte laut auf das halbwüchsige Ding und schien nicht weit entfernt, sich an dem Mädchen zu vergreifen. Gruscha, die vergeblich versuchte, sich zu rechtfertigen, stand leise schluchzend, mit Tränen in den Augen da und wünschte sich fortwährend mit ihrem schmutzigen Kermel das Gesicht.

Pisttschichin, der dieser Szene zusah, fühlte zum erstenmal das Widerwärtige einer solchen Situation. Als er beim Abendbrot das verwunte ernste Gesicht der Gruscha sah und ihre schlanke, biegsame Figur, erschien sie ihm sehr anziehend und lieblich trotz ihres kindlichen Aussehens, trotz ihres sehr vertragenen Kleides, trotz ihrer schmutzigen Hände und ihrer zerzausten Haare, und unwillkürlich erfaßte ihn ein Unwillen über diesen Schmutz und diese Nachlässigkeit, an der zum größten Teile seine Mutter Schuld war.

Warum trat er nicht für sie ein? Das junge Ding überhäufte man mit schmutziger, über ihre Kräfte gehende Arbeit, man ließ ihr keinen Augenblick zum Ausruhen, ernährte sie schlecht und zankte obendrein noch mit ihr, der Wehrlosen. Und er beschloß, es ferner nicht mehr zuzulassen, daß man ihr Unrecht tat.

Als sie ins Zimmer kam, sah er sie wieder verstohlen von der Seite an. . . Wie hübsch es doch ist, dieses blonde, gutgewachsene Ding, das gekräutert, mit gesenkten Augen hereinkommt! Wie lebhaft, voll halbblindlicher Grazie und jugendlicher Kraft sie doch ist!

Und den ganzen Abend fühlte er etwas Gutes und Großes in sich aufleben, das seine besten Eigenschaften weckte und ihm eine unklare Hoffnung gab, daß es ihn aus der Verzweiflung, in die er zu verfallen drohte, herausreißen würde.

Am Abend schlief er zwar unruhig und mißtrauisch ein, aber er war nicht mehr in jener verzweiflungsvollen Stimmung, in der er vom Spaziergange heimgekommen war. Im Traume sah er die junge interessante Dame mit dem mädchenhaften Wuchs. Auf ihrem Gesicht lag derselbe Ausdruck des Vertrauens und der Zärtlichkeit, den er im Walde beobachtet hatte. Und so sah sie ihn, die Reizende, Unerreichbare, von der Ferne an, und er zitterte vor Unruhe und Glück. Plötzlich aber sah er neben sich an einen Niesbaumstamm gelehnt die kleine Gruscha. Sie steht, das Gesicht mit dem Kermel verdeckt, und weint bitterlich, und ihr schmutziges dünnes Kleidchen zittert auf ihrem jungen, geschmeidigen Körper. Er weiß nicht, was er tun soll; aber es zwingt ihn etwas, nicht zu zögern. „Es ist Zeit, höchste Zeit“, hört er eine Stimme. Aber was tun? Kalter Schweiß bedeckt seine Stirn und nun entschließt er sich. . . Und wieder vernimmt er dieselbe Stimme.

„Es ist Zeit“, sagt sie. . . Und Pisttschichin erwacht. Vor ihm steht sein Vater mit spöttisch ernstem Blick, wie immer nach seiner Trunkperiode und zieht ihm die Decke vom Bett herunter.

3.

Es war Feiertag, und wieder wie damals bei der ersten Begegnung des Paares im Walde strahlte die Frühlingssonne. Pisttschichin fühlte, wie dieselbe trübe Stimmung der Verlassenheit und des Ueberflüssigseins von neuem an ihn heranschlich, und seine Seele lechzte nach Teilnahme und Lieblosung.

Als Gruscha nach dem Tee das Geschirr forträumte, bemerkte er, daß sie leise vor sich hinweinte. Er ging auf sie zu.

„Was ist Dir, Gruscha?“

Sie fing an, bitterlich zu weinen, ohne zu antworten.

Pisttschichin neigte sich zu ihr und sagte teilnahmevoll: „Nun, worüber weinst Du denn, und warum willst Du es mir nicht sagen? Vielleicht kann ich Dir helfen.“

„Ich habe gebeten, nach Hause gehen zu dürfen. . . aber sie läßt mich nicht. . . Ich habe mich schon für heute angefaßt. . . es ist doch heute Feiertag,“ sagte sie schluchzend.

„Nun, weine nicht, Gruscha, ich will mal zu ihr gehen, vielleicht läßt es sich doch machen. Nun hörst Du, weine nicht, sag' ich Dir, na!“

Er nahm ihre Hand, Gruscha bemerkte dies kaum. Sie zog ihre Schürze vom Gesicht und hörte auf zu weinen. Beide schwiegen.

„Sie werden es der Frau Mutter sagen? Sie wird es aber doch nicht erlauben!“ sagte sie mißtrauisch und sah ihn mit ihren naiven Kinderaugen, die noch voller Tränen standen, groß an.

„Sie wird es schon erlauben. . . mir zuliebe.“ Und er streichelte langsam ihre kleine Hand. Dann maß er sie mit einem traurigen Blick und sagte:

„Gruscha, auch heute läufst Du so schmutzig unher. Warum ziehst Du Dich nicht an? Heute ist doch Festtag. . . Alle putzen sich heute. . .“

„Ich wollte ja auch. . . dachte, wenn ich nach Hause gehe. . . im Dorf da gehen sie alle heut spazieren“ sagte sie noch immer seufzend.

„Welchen Weg willst Du gehen? Durch den Wald? Weißt

Du was, dort treibt sich jetzt allerlei Volk herum, man kann Dir dort was antun. . . Ich werde mit Dir gehen, ich werde Dich begleiten. . . ich wollte sowieso dort heute spazieren gehen,“ sagte Pisttschichin.

„Wenn sie mich man läßt,“ sagte Gruscha gedankenvoll nach einem Punkt starrend.

Aber Pisttschichin war fest entschlossen, es durchzusetzen, und ging zur Mutter.

In einer halben Stunde war alles in Ordnung. Als er es Gruscha mitteilte, wurde sie gleich heiterer Stimmung und begann wie bestessen im Zimmer herumzurennen, um schnell die begonnene Arbeit zu beenden. Nachher ging sie in die Küche, um die Vorbereitungen für den Weg zu treffen. Bald erschien sie sauber angeputzt und fröhlich im Zimmer. Es war etwas Neues an ihr zutage getreten, eine junge unbewußte und deshalb anziehende Grazie. Pisttschichin sah sie, indem er Toilette machte, verstohlen von der Seite an. Er war verwundert und bestürzt über das Neue, das er unerwartet an ihr bemerkte.

Sie gingen zuerst lange Zeit schweigend nebeneinander her. Als sie im Walde waren, erschien plötzlich auf Gruschas Gesicht, das er beobachtete, ein Schatten, sie runzelte die Stirn.

„Was hast Du, Gruscha, was machst Du denn für ein Gesicht?“

Sie senkte die Augen.

„Und zu Pfingsten, wenn sie mich nicht ausgehen läßt, werden Sie dann wieder ein gutes Wort für mich einlegen?“

Er blieb stehen.

„Natürlich, Gruscha, wie sollte ich das nicht für Dich tun? Ich werde für Dich alles tun, Du bist ein so gutes, prächtiges Mädchen!“ Und er streichelte ihre Hand.

Gruscha schwieg. Sie kamen an eine große Pflanze. Pisttschichin ging zuerst hinüber und reichte ihr die Hand, Gruscha faßte sie wie ein Kind mit beiden Händen und sprang leicht hinüber. Von nun ließ er ihre Hand nicht mehr los.

Zuerst wurde sie etwas verlegen und errötete, im Gespräch aber vergaß sie das später.

Die Unterhaltung stockte zuerst. Er war sehr verlegen und aufgeregter, und Gruscha, der die Situation neu und außergewöhnlich war, wußte nicht, was sie sagen sollte, sie fürchtete sich zu reden.

Als sie an den alten Baumstamm kamen, sagte Pisttschichin, indem er sie zurückhielt, mit veränderter Stimme:

„Warte mal, wir wollen uns hier ein wenig setzen.“ Gruscha sah ihn naiv verwundert an und setzte sich. Nach einer Weile ergriff er wieder ihre Hand.

„Gruscha, woran denkst Du?“

„An nichts! . . . Mutter wird schon ungeduldig werden. . . Wenn sie bloß nicht ärgerlich wird!“

„Weißt Du, an wen ich denke?“

Sie sah ihn erstaunt an.

„An Dich, Gruscha. . . Du bist so lieb, so heiter. . .“

Sie schwiegen, Gruscha zuckte leicht mit den Achseln.

„Wenn's nur nicht kalt wird zum Abend,“ sagte sie leise. Ihre Stimme klang eigentümlich. Plötzlich verstummte sie unter dem Dämme seines durchdringenden Blickes.

„Ist Dir kalt? So rüd doch zu mir, Gruscha. . . Lehn' Dich doch an mich!“

Er legte seinen Arm um ihre Taille. Sie fühlte seinen Atem, fühlte wie er sie lange bittend ansah. Es wurde ihr unheimlich zu Mut, sie getraute sich aber nicht sich zu rühren.

Es entstand eine Verlegenheitspause.

Plötzlich umarmte er sie fest und drückte sie an sich:

„Gruscha! Liebste!“

Und sich herabneigend, begann er stürmisch ihr Lippen, Augen und Gesicht zu küssen.

Das Mädchen schien erstarrt vor Schreck und Ueberraschung, ein Krampf in der Kehle verhinderte sie aufzuschreien. Aber gleich nachher fing sie mit Tränen in den Augen an sich loszureißen und schließlich schluchzte sie laut. Pisttschichin gab erstaunt und niedergebroschlagen ihre Hände frei.

Gruscha sprang auf und lief fort.

„Gruscha, Gruscha! Wohin willst Du denn allein?“ schrie er ganz bestürzt und wollte ihr nachlaufen.

„Ich fürchte mich nicht allein!“ weinte sie laut und lief schnell dem Dorfe zu. . .

Lange vernahm man noch in der Stille des alten, in Dämmerung eingehüllten Waldes ihr kindliches Schluchzen. . .

Und Pisttschichin ließ sich traurig und kraftlos auf den Baumstamm nieder. Unbeweglich sah er und fühlte, wie langsam die ihm bekannte Verzweiflung von seiner Seele Besitz nahm. —

Kleines feuilleton.

k. Magie und Zauberei im alten Aegypten. Von den vielverzweigten Formen der „Magie und Zauberei im alten Aegypten“ spricht Professor Alfred Wiedemann in einem kürzlich erschienenen Hefte des „Alten Orients“. Zunächst macht der Gelehrte darauf aufmerksam, daß in der Mythologie der Aegypter, obwohl sie ganz so wie etwa die homerische die Verhältnisse der Menschen ins Gött-

liche überseht, von einem eigentlichen Götterkönigtum, wie es in dem griechischen Zeus sich so deutlich darstellt, nicht die Rede sein könne. Vielmehr machten sich viele Götter den Vorrang streitig, und würden von verschiedenen Seiten, je nachdem sie sich mächtig und hilfreich erweisen, anerkannt. So wurde z. B. von den Pharaonen der 18. bis 21. Dynastie Amon als Obergott verehrt; der Gott Ptah gab aber seine bisherige Stellung als Herrscher der Welt nicht auf. So wurde auch von den meisten bedeutenden Göttern Aegyptens behauptet, sie hätten die Welt erschaffen, und in den Hymnen, mit denen man die Götter umschmeichelte, gab man dem Gott, an den man sich gerade wandte, alle erdenklichen Ehrennamen und schrieb ihm alle möglichen Wunder und Taten zu. Wenngleich so kein organisiertes Götterreich in Aegypten bestand, so gab es doch merkwürdige Unterschiede und Abstufungen im Range der Götter. Zu den obersten und größten Göttern beteten gewöhnlich nur die Pharaonen und die hohen Beamten. Der ägyptische Bauer flehte nur in höchster Verzweiflung zum Amon oder Ptah, in seinen alltäglichen Gebeten aber wandte er sich an eine unzählige Schar kleinerer Götter. Da waren zunächst die Hausgötter in Schlangengestalt oder als Sperber, Gänse, Widder dargestellt, vor deren läufigartigen Kapellen man seine Andacht verrichtete. Auch an heilige Bäume, an Pflanzen, Steine, allerlei Geräte und Gebäude wandte sich der Landmann stehend in seiner Not. Von höchstem Einfluß auf sein Schicksal und Ergehen aber waren die Gottheiten der Jahre, Monate, Tage und Stunden. Die Monate waren Gottheiten weiblicher Gestalt, doch auch für jeden Tag, ja für jede Stunde gab es ein angebetetes Wesen, das man sich als eine Frau mit einem Tierkopf oder auch als ein Tier vorstellte. Auch die Sterne hatten ihre Gottheiten, und alle diese Mächte der Zeit verbanden sich mit astrologischen Berechnungen und unheilbringenden Erfahrungen zu einem prophetischen Kalender, wie er uns in einem Papyrus um 1300 v. Chr. erhalten ist. Für jeden Tag wird eine Deutung gegeben, ob er günstig sei oder unheilbringend. Am vierten Paophi soll man ja nicht sein Haus verlassen, und wer an diesem Tage geboren ist, stirbt an schwerer Krankheit. Wer am fünften das Licht der Welt erblickte, wird durch Liebe sterben. Vielfach stehen diese Prophezeiungen mit religiösen Legenden, besonders mit dem Osiris-Kult zusammen, vielfach aber sind sie durch jene Erfahrungen erzeugt, wie sie Völker früherer Kulturen so gern aus einer abergläubischen Kausalkombination zweier Ereignisse ableiten. Wenn man eine Mißgeburt entdeckte, und ein König starb um dieselbe Zeit, dann war sein Tod durch dieses Zeichen angekündigt, und der Tag wurde zu einem Unglückstag. So wurde das Leben des Aegypters durch unendlich viel Gottheiten bestimmt und geleitet; das Hauptziel seiner religiösen Übungen war es, sich den Gott günstig zu stimmen. Sein Verhältnis zu seinem Gotte war ein durchaus materielles. Er baute ihm ein Haus, er brachte ihm Speise dar, daß er seinen Hunger stille, Kleidung, Weihrauch und Schminken, daß er stattlich aufträte; dafür verlangte er aber auch, daß ihm der Gott Glück und Wohlstand beschere. Tat er dies nicht, dann entzog der Aegyptier dem Gotte seine Nahrung, vertrieb ihn aus dem Tempel, und er mußte nun als ein armseliger Dämon hungernd an den Toren der Dörfer lauern und sich vom Abfall und Kehricht mühsam ernähren, denn auch ein Gott konnte nicht nur Not und Elend leiden, er konnte sogar nach dem ägyptischen Seelenwandelungs glauben sterben. Tötete man den Apisstier, so starb der große Ptah, doch erstand er in einer neuen Gestalt als Dämon und suchte sich nun natürlich an seinem Mörder zu rächen. Deshalb war es ein gefährliches Unternehmen, den Gott zu töten. Man schlug die Götter, warf sie ins Wasser, wenn sie nicht willig waren, vor allem drohte man ihnen. Solche Drohungen wurden an den Gott gerichtet, indem der Beschwörende sich selbst für einen Gott oder eine Göttin ausgab und dadurch seinen Feinden mehr Nachdruck gab. Noch öfter aber versuchte man mit Schmeicheleien die Herzen der Götter gnädig zu stimmen, und die noch erhaltenen Lobeshymnen enthalten endlose Häufungen preisender und verehrender Redensarten, atmen ganz den überschwänglich demüthigen Geist höfischer Schmeicheleien. Einfluß auf die Götter zu gewinnen, suchte man auch durch „magische Formeln“, von denen eine sehr große Anzahl wieder bekannt geworden ist. Bei Krankheiten und sonstigen Unglücksfällen sagte der Magier und Priester bestimmte Formeln her, die er mit Gesten begleitete und bei denen er sich häufig noch eines schlangenförmigen Zauberstabes oder eines Amuletts bediente. Die Aegyptier meinen, jede Krankheit werde durch das Eindringen eines Dämons in den kranken Körpertheil verursacht. Manche Gottheiten hatten überhaupt heilende Kraft, wenn man sie anrief; außerdem aber gab es nach den Ausweisen des Totenbuches 36 Gottheiten, denen die 36 Teile, aus denen nach ägyptischer Ansicht der Körper bestand, zu besonderem Schutze anvertraut waren, und an die man sich bei Erkrankungen wandte. Auch mit Lärm und Geschrei suchte man unheilvolle Geister zu vertreiben, eine Sitte, die noch heute im Niltale vorkommt. Auch gegen wilde Tiere gab es wirksame Beschwörungen, denn in diesen lebten nach dem ägyptischen Tierkult dämonische unheilbringende Wesen. Vor solchen Tieren hatte man eine verehrende Scheu, vor allem vor den Katzen, die bis heute andauert, und die man jetzt nach dem Islam dadurch zu erklären sucht, daß Mohammed diese Tiere hebräisch habe. Auch im Totenreich noch half die magische Formel dem armen hilflosen Verstorbenen in dem Zwischenzustand seiner einsamen Schattenwanderung. —

Aus dem Tierleben.

— Laichplätze des Flußaal und Heilbutt. Seitdem durch die Italiener Grassi und Calandruccio in den 90er Jahren das Rätsel der Vermehrung des Flußaals gelöst ist, steht fest, daß die geschlechtsreifen Aale — umgekehrt wie die meisten Flußfische, die zum Laichen nach dem Oberlauf der Flüsse steigen — zum Meere ziehen und dort ihre Brut ausbringen, welche die erste Jugend im Meere verbringt und erst später in die Süßwasser wandert. Es steht ferner fest, daß die Aalbrut — ebenso wie die Neunaugen — eine Metamorphose durchläuft, und daß die Zwischenform, d. h. also die echten Larven des Flußaals, die kurzschwänzigen Glasfische (*Leptocephalus brevirostris*), Tiefseebewohner sind. Die genannten italienischen Forscher haben dies einerseits durch den Zuchtversuch aus frei im Meere treibenden Aaleiern nachgewiesen, andererseits geht auch aus der Zahl der Wirbel und anderen anatomischen Befunden die Unansechtheit der dargelegten Aalentwicklung hervor. Unklar war man aber bisher darüber, wo der Aal und ebenso auch der Heilbutt, die größte aller Schollen (*Hippoglossus vulgaris*), in den nordeuropäischen Meeren ihre Laichplätze haben; denn wenn man auch wußte, daß der Aal seine Eier in Tiefen von wenigstens 500 Metern ablegt, so hat man doch die Larven des Flußaals außer im Mittelmeer nur ein einziges Mal noch, und zwar an der Küste Südamerikas gefunden. Nunmehr hat Joh. Schmidt („Deutsche Fischzeitung“, 1904) bei seinen Untersuchungen in den Gewässern um Island herum die Aalbrut schwebend im Wasser gefunden in großen Tiefen von mehr als 1000 Faden (1 Faden engl. = 1,8288 Meter), und zwar zwischen Island und den Far-Der; die Brut war drei Zoll lang, ganz durchsichtig und beiderseitig flach zusammengedrückt wie ein Band. Die Brut des Heilbutt fand man in bedeutenden Mengen weßlich von Island in tiefem Wasser außerhalb der großen Heilbuttbänke. Dadurch ist erwiesen, daß der nordeuropäische Aal seine Laichplätze in großen Meerestiefen weitab von den Küsten sucht, womit auch eine weitere Erklärung gegeben ist, weshalb das Aalproblem so schwer zu lösen war. — („Prometheus.“)

Astronomisches.

10. Die Höhe der Sternschnuppen. Es ist unter gewissen Voraussetzungen möglich, die Höhe zu bestimmen, in der das Aufleuchten der Meteore über dem Erdboden erfolgt. Die nötigen Vorbereitungen sind nicht leicht zu erfüllen, deshalb gibt es nicht allzubviel derartige Beobachtungen, doch hat es der hervorragendste Erforscher der Meteorschwärme, Professor Denning, durchgeführt, wenigstens von einer ziemlich großen Anzahl der Sternschnuppen verschiedener Gruppen die Höhe des Aufleuchtens und des Verschwindens zu ermitteln. Im allgemeinen werden nach seinen Untersuchungen die schnellfliegenden Meteore in einer größeren Höhe sichtbar als die langsamen und kommen der Erde andererseits nicht so nahe. Die Meteore aus den berühmtesten Schwärmen der Leoniden (im November) und der Perseiden (im August) haben immer einen verhältnismäßig geschwinden Flug, aber die Leoniden leuchten im allgemeinen höher auf als die Perseiden. Denning verfügt über Höhenangaben von 25 Leoniden, die im Durchschnitt 135 Kilometer über dem Erdboden sichtbar wurden und 90 Kilometer hoch verschwand. Das Aufleuchten der Perseiden, von denen 40 beobachtet wurden, erfolgte in 128, ihr Erlöschen in 86 Kilometer Höhe. Für sehr langsame Meteore scheint die mittlere Höhe des Erscheinens 104 Kilometer und des Verschwindens in 61 Kilometer zu liegen. Denning unterscheidet unter ihnen noch zwei Gruppen, je nachdem die Laufbahn des Meteors zwischen 102 und 77 oder zwischen 106 und 45 Kilometer Höhe gelegen ist. Besonders lehrreich für die Eigenschaften eines Meteors ist eine Beobachtung von Rosenbergs, die jetzt in den „Astronomischen Nachrichten“ veröffentlicht wird. Es handelte sich um ein ungewöhnlich helles Meteor, dessen Leuchtkraft auf etwa ein Viertel des Vollmondslichts geschätzt wurde. Die Länge der sichtbaren Bahn der Sternschnuppe betrug 385 Kilometer, die Flugzeit etwa 9 Sekunden, die mittlere Geschwindigkeit 42,8 Kilometer in der Sekunde, die mittlere Höhe der Flugbahn über der Erdoberfläche nur etwa 30 Kilometer. —

Humoristisches.

— Der Theaterhut. A.: „Sie sind gestern Abend im Theater gewesen?“
B.: „Zawohl!“
A.: „Und was haben Sie gesehen?“
B.: „Eine Masse Chiffon, ein paar Schildpattkämme, ein paar riesige schwarze Straußensfedern und einen ausgestopften Vogel.“ —

— Das Licht im Leben des Kindes. Photograph:
„Leider, gnädige Frau, reicht das Licht heute nicht mehr zu einer Aufnahme.“
„Ach, für das kleine Kind wird's schon noch langen!“ —

— Sittliche Forderung. „Wüßten Sie nicht einen Mann für meine Elia? Schön braucht er nicht zu sein, das ist sie selber; jung braucht er nicht zu sein, das ist sie auch selber; reich braucht er nicht zu sein, das ist sie auch selber; aber anständig muß er sein.“ — („Luftige Blätter.“)